

**Zeitschrift:** Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde

**Band:** 17 (1955)

**Heft:** 1

**Artikel:** Was man auf einem Tanzboden erleben muss

**Autor:** Breitenstein, Jonas

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-861600>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Für das viel weiter vom Napf entfernte Aaretal zwischen Olten und Aarau dürfte aber die Menge bei weitem kleiner gewesen sein, umso mehr, als erst 1707 wiederum von der Goldwäscherie die Rede ist. 1720 wurde diese dann als Lehen dem Schultheißen Glutz übertragen. Da man über die gewonnenen Mengen auch jetzt nichts vernimmt, läßt sich ebenfalls auf einen Mißerfolg schließen. Umso erstaunlicher aber ist es, daß nach 1820 dem Posthalter Frei in Olten wiederum ein Patent zum Goldwaschen erteilt worden ist. Durch eine Mechanisierung der Wäscherei sollten 60 Arbeiter angestellt werden können. Ueber den Erfolg dürften auch in diesem Fall keine Zweifel bestehen, und es ist auch nicht anzunehmen, daß nach Frei in der Aare noch weitere Goldwäscher an der Arbeit gewesen sind; die vollständige Erodierung der Goldlager am Napf dürfte im 19. Jahrhundert bereits eingetreten sein, ebenso die Ausschwemmung der Seifenlagerstätten an der Aare. (Seifenlagerstätten sind fluviatile Anreicherungen wertvoller Mineralien; vgl. mhd. *sifere* = tropfeln und Mundart «seufere».)

Bleiben auch fortan Meldungen über Goldsucher an der Aare aus, so weiß man aber aus den folgenden Jahren noch von vereinzelten Suchern in anderen Gebieten der Amtei. Nicht nur sind Gold-Sagen im Volk sehr verbreitet, — man vergleiche nur die Bornsagen in Ed. Fischers «Märli und Sage usem Gäu» — sondern Strohmeier weiß zu berichten, daß zwischen 1830 und 1850 die Bewohner von Wisen tatsächlich den ganzen Wisenberg nach Gold durchwühlt haben, ein Unterfangen, das nichts eingebracht, dagegen die Gemeinde 15'000 Franken gekostet hat! 1840 meldet sodann das «Solothurner Blatt», das Dorf sei deswegen zweimal verarmt und auch in Kienberg habe man jahrelang vergeblich nach Gold gegraben.

Im Jahre 1914 ist bekanntlich der letzte Goldwäscher vom Napf in Sumiswald ausgerechnet im Armenhaus gestorben. Seither wird es auch an der Aare und am Wisenberg niemandem mehr einfallen, nach verborgenen Goldvorkommen zu suchen. Man ist heute bescheidener geworden: beim Wisenberg wird heute Gips und am Born Kalkstein abgebaut.

## Was man auf einem Tanzboden erleben muss

Von JONAS BREITENSTEIN

Nach und nach kehrte doch wieder einiger Mut in des Hansjakobs Seele zurück. Einmal war es ihm halb, ja fast gelungen, wer wußte, ob es ihm nicht zum zweiten Male ganz gelingen konnte? Lange irrte er umher wie ein ver-

lorenes Schaf, wenn das Mareili unten im Städtchen war, so suchte er es oben, und wenn es oben war, irrte er unten umher. Schon lichteten sich die Massen der Käufer zwischen den Buden, die älteren Leute kehrten mit Zübern, Körben, Schaufeln und allen möglichen Habseligkeiten wunderlich beladen, oft auch grumsende Kinder mit sich schleppend, allmählig heim. Aber aus den Wirtshäusern heraus tönte Lebenslust, aus den Gängen der Hauptwirtshäuser erscholl rauschende Musik und donnerndes Poltern der stampfenden Tänzer. Der Geige sehnsüchtig streichender Ton und des Hornes kräftig schallender Klang und der Flöte mutwilliges Getön luden mit lauter Stimme das junge Volk ein zu neuem Genusse. Der Takt der streichenden Walzer und der hüpfenden Hopser war schon lange den Knaben und Mädchen in die Beine gefahren, daß sie unruhig waren, als hätten sie Feuer unter den Füßen. Nach jenen Orten hin drängte sich darum jetzt die Schar des zurückgebliebenen Marktvolkes.

Da war ein unruhiges Eilen von einem Orte zum andern, bis man die gefunden hatte, die man finden wollte, da gab es suchende und verlangende, frohlockende und zürnende Gesichter bunt durcheinander. Da standen Knaben auf dem Anstand wie die Jäger und lauerten auf ihre Beute, entweder auf ein Mädchen oder auf einen Feind, der ihnen ins Gäu kommen wollte. Da standen Mädchen wie vor den Pforten des Paradieses und der Hölle, den Hühnern gleich vor einem Gerstenhaufen, hinter dem nicht alles richtig ist. Sie taten gar zimpferlich, als wollten und dürften sie nicht, gingen so langsam ein Schrittlein nach dem andern voran und zwischenhinein wieder eines zurück, bis die Macht des Reizes oder der Ueberredung sie erfaßte wie ein Wirbelwind und in den Strom der allgemeinen Bewegung willenlos warf bis tief in die Nacht und bis an den Morgen. Und wie zuweilen mitten im Wohlklang der Töne die Geige einen reißenden Mißton fahren ließ, der Mark und Bein durchdrang, so durchdrang auch mitten im Jubel und in der Freude ein schreiender Mißton des Gemütes dieses und jenes Mädchenherz, wenn es dachte an die kommende Nacht und an den Heimweg und seine Gefahren und an den Empfang daheim. Aber: tra tra tra! tra tra tra! tönte spöttend das Waldhorn drein und verjagte die dunkeln Schatten und Vorwürfe, und fort ging's im Wirbel nach Herzenslust. Und: tra tra tra! tra tra tra! lachte immer das Waldhorn, und: düderlidüdü tändelte die Flöte dazu, bis das erwachende Gewissen schwieg und das Herz sich umstricken ließ vom zaubervollen Reize der Versuchung, daß es nicht mehr wußte, was es tat und auf welche Pfade es sich verirrte.

Den Hansjakob leitete ein richtiges Gefühl nach diesen Orten hin. «Was gilt es, das Marieli ist noch nicht heim», dachte er in seinem Sinn, «das ist zu

lustig dazu. Wenn ich jetzt nur auch tanzen könnte, der Tausendschieß, das wäre schon gut. Den Schottischen könnte ich wohl ein wenig, er geht fast, wie wo ich den Schritt mußte wechseln lernen in der Instruktion und der Instruktor immer schalt: ich sollte nicht alleweil gumpen dazu wie eine unvernünftige Kuh; aber so ringsum würde es doch wohl nicht gehen, und den Walzer muß ich ganz bleiben lassen; aber sehen will ich doch, wo das Mareili ist.»

Also nahm der Jakob einen kräftigen Anlauf und drängte sich durch das Gewühl und die Massen der ab- und zugehenden Menge und ihr Geschrei die breite Treppe hinauf auf den Tanzboden im Schlüssel. Ein Schottischer wurde getanzt, und die Knaben stampften dazu, als müßte die Bühne herunter. «Schau, des Joggelijoggis Hansjakob ist auch da, was will der auf dem Tanzboden, den möchte ich auch sehen tanzen!» so hörte der Hansjakob mehr als eine Stimme um sich her flüstern. Aber er achtete das nicht, sondern sein suchender Blick maß den ganzen Saal und verfolgte die tanzenden Paare; da — flog nicht an seinen Augen das Mareili vorüber, glühend rot, und hatte an seinem Arm den Schnäderfried, der stampfte und jauchzte zwischenhinein vor allen anderen aus? Und als er seinen Augen nicht traute und nochmals genauer schauen wollte — husch! flogen sie wieder an seinem Blicke vorüber, und er sah, wie sie lachten und scherzten. O, wie ward ihm auf einmal zumute, wie klemmte ein nie gekanntes Gefühl sein Herz und preßte seine Lippen zusammen, war's Schmerz oder Eifersucht oder beides zusammen? Er wußte es nicht. Also vergeblich hatte er geliebt und gehofft, vergeblich sich fast den Kopf zerbrochen, vergeblich den ganzen Tag gesucht! O, auch ein Hansjakob, der unempfindlich scheint, empfindet tief der Liebe Lust und Weh.

Doch alle Hoffnung war ja noch nicht verloren, das Mareili war halt eine lustige Tänzerin und konnte mit dem Fried tanzen, weil er ein guter Tänzer war, ohne daß er wieder sein Liebster zu sein brauchte; das müsse er sich gefallen lassen, er könne ja doch nicht mit dem Mareili tanzen, und die Freude möge er ihm seinetwegen wohl gönnen. So suchte er seinen Kummer zu beschwichtigen. Und als der Tanz aus war und die keuchenden Paare auseinander gingen, um auszuruhen zu neuem Beginnen, da machte der Hansjakob, daß er auch in Mareilis Nähe kam. Und ein Strahl der Hoffnung ging in seinem Herzen wieder auf, als es ihn freundlich begrüßte und ihm vorhielt, warum er davongelaufen sei und den Schoppen ihnen nicht bezahlt habe, es sei doch nicht schön gewesen und jetzt müsse er drei mit ihm haben. Und während der Hansjakob ermutigt antwortete und meinte, sie seien ihm draus gelaufen, und hundert, nicht drei, wollte er gerne mit ihm haben, wenn er es nur wagen dürfte und auch etwas könnte, und ob es nicht mit ihm heim wolle, einen schönen Märetkram wollte er ihm zeigen, da trat auch der Fried

hinzu, vom Wein und Tanz erhitzt, und mischte sich auch in das Gespräch. Was er wolle, der Schnurpfe da, der nicht einmal die Beine recht lupfen könne, geschweige denn tanzen, er habe da nichts zu tun, das Maidli sei sein, er solle tanzen mit seinem Zingel im Stall und dergleichen mehr, daß die Umstehenden laut auflachten und der Hansjakob dastand wie ein geschorener Pudel. Zwar stieg ihm auch das Blut ins Gesicht und seine Faust ballte sich, aber reden konnte er nicht, wenn er zornig war, und hantieren auch nicht viel, er war wie gelähmt. Es war auch am besten, nicht viel zu sagen, denn der Fried hatte seine Kameraden bei sich und er war allein, und mit Händeln hatte er sich nie gerne befaßt, am allerwenigsten auf einem Tanzboden. — Doch sah er zu seinem Trost, wie es dem Mareili doch nicht ganz recht sei und wie es nicht lachte mit den anderen. Als er aber nochmals fragte, da der Fried sich abgewendet hatte, ob es denn nicht mit ihm wolle und er meine es ja gut mit ihm, da leuchteten Mareilis Augen so sonderbar und sprühte ein so unheimlich Feuer aus ihnen, wie er es noch nie gesehen, und «nein» war die Antwort, «daran denke ich noch nicht, es ist nur einmal Herbstmäret im Jahre und nur einmal ist man jung, und geh, sag dem Kuttelfried, morgen früh sehen sie mich wieder!» Unterdessen fing die Geige wieder an zu tönen und die Hörner schallten drein und die Paare traten zusammen und der Fried ergriff das Mareili am Arm, mit höhnischer Gebärde rufend: «Komm und laß den Glünggi laufen!» Und das Mareili ergriff seinen Arm und ließ den armen «Glünggi» stehen und laufen.

(Der Herbstmäret.)

## Buchbesprechung

*Solothurner Urkundenbuch, herausgegeben vom Regierungsrat des Kantons Solothurn. Erster Band, 762—1245. Bearbeitet von Ambros Kocher. Solothurn, Staatskanzlei des Kantons Solothurn. 1952. XVII und 350 Seiten.*

Das Jahr 1952 war für die solothurnische Geschichtsforschung ein besonders erfreuliches. Es brachte nicht nur den ersten Band der «Solothurnischen Geschichte» von Bruno Amiet, auf die hier schon lobend hingewiesen wurde, sondern, was nicht minder erfreulich ist, den ersten Band des «Solothurner Urkundenbuches» von Ambros Kocher. Bisher war der solothurnische Historiker, wenn er nicht die Originale selber einsehen konnte, auf die Urkundenwerke der umliegenden Gebiete angewiesen, besonders die nicht immer zuverlässige Sammlung von Trouillat für das ehemalige Fürstbistum Basel, die Urkundenbücher von Basel, Baselland, Bern und Aargau. Zahlreiche Urkunden waren nur in den unübersichtlichen Bänden des «Solothurner Wochenblattes» (1811—1834) oder gar nicht gedruckt. Diesem Uebelstand hat nun Staatsarchivar Dr. Ambros Kocher gesteuert, indem er nach langen und entsagungsvollen Vorarbeiten, die eine solche Quellenedition in